© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

An der Weser.

Von

W. O. Focke.

Bei der Weserfahrt von Bremen nach Vegesack benutzt man jetzt eine Wasserstrasse, die zum Teil aus Durchstichen hervorgegangen ist und meistens künstlich befestigte Ufer hat. Mit Befriedigung betrachtet man die grossen Seeschiffe, welche jetzt auf diesem Wege nach Bremen ziehen, aber der Naturfreund und Naturforscher bedauert andrerseits das Verschwinden der reizvollen Uferlandschaften mit ihren blumenreichen Weidengebüschen und ihren parkartig eingestreuten bunten Wiesenflecken, unterbrochen durch mancherlei gewundene, bald breite, bald schmale, zum Teil zur Ebbezeit trocken laufende Rinnsale und flache oder tiefe teichartige Altwasser. Wohl gab es schon um Mitte des 19. Jahrhunderts viele künstliche Schlengen, welche den Fluss einengten, die stärkeren Seitenarme waren bereits mehr oder minder vollständig abgedämmt, die fruchtbaren Wiesen wurden zum Teil drei- bis viermal im Jahre gemäht, das hohe Buschwerk wurde in Zwischenräumen von etwa 5—8 Jahren abgeholzt und musste sich durch Stockausschlag erneuern — aber trotz allem Eingreifen des Menschen hatte sich das an manchen Stellen 30—50 m und mehr breite Ufergelände noch viel von seiner Ursprünglichkeit bewahrt — es wurde bald hier, bald da Land angeschwemmt, aufgehöht oder weggerissen, die Blumen und Sträucher, welche den Boden bedeckten, wechselten daher vielfach ihre Standorte; überall gab es zwischen dem hohen Buschwerk und in den Einbuchtungen der Wiesen verschlungene kleine Wasserläufe und dazwischen versteckte oder halbversteckte lauschige Plätze. — Gegenwärtig sind die noch einigermassen ursprünglich aussehenden Stellen spärlich geworden.

Als ich der Veränderungen gedachte, welche die Flussufer in neuerer Zeit erfahren haben, erinnerte ich mich einer Schilderung, welche ich einst vor mehr als 40 Jahren veröffentlicht habe. Spaziergänge und Wanderungen hatten mich, namentlich von 1853 an, häufig in die Ufergebüsche geführt; zeitweise hatte ich sie fast täglich besucht. Es schien mir nun nicht ohne Interesse zu sein, zur Erinnerung an die früheren Zustände einen Auszug aus meiner ehemaligen Darstellung in diesen Abhandlungen wiederzugeben. Meine damaligen Schilderungen sind allerdings wesentlich gekürzt, im übrigen jedoch, um die Zeitfärbung nicht zu verwischen, unverändert gelassen worden.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Auszug aus dem „Bremer Sonntagsblatt“ vom 8. und 15. November 1863.

Das Wasser ist ein Element, welches für den ästhetischen Gesamteindruck einer jeden Landschaft von dem höchsten Werte ist, mag es nun als Meer, See, Fluss oder Bach auftreten. Besonders bedeutungsvoll erscheint es in unserer Heimat, wo die Oberfläche des Bodens an und für sich nichts als weite Ebenen, langgestreckte Talmulden und allenfalls noch einige Sanddünen aufzuweisen hat. Es vermögen daher nur das Wasser und die Vegetation diesen einförmigen Gegenden etwas mehr Mannigfaltigkeit und landschaftliche Reize zu verleihen. Und in der Tat, man kann auf den Felszacken und den eisbedeckten Firnen der Alpen herumgeklettert sein, man kann prächtige Gebirgstäler durchwandert, an den herrlichen Geländen krystallener Seen geruht, dem melodischen Wellenschlage der blauen Adria gelauscht haben, und sich doch die volle Empfänglichkeit für die einfachen Naturgenüsse unserer niedersächsischen Heimat bewahren. Schön ist es, von der hohen Geest hinabzuschauen auf den belebten Strom und die grünen, herdennährenden Marschen, welche am fernen Horizont ein bläulicher Streifen waldiger Anhöhen begrenzt. Schön ist es im Schatten unserer mächtigen, knorrigen Eichen, schön in den hochgewölbten Hallen und Domen unserer herrlichen Buchenwälder, schön auf dem breiten Flusse, in welchem sich buschige Abhänge, freundliche Landhäuser und, von grünem Deiche herab, schmucke, eschenumkränzte Bauerhöfe spiegeln. Aber auch die grossartige Monotonie unserer braunen Heideflächen, die schwermütige Ruhe unserer schwarzen Moorflüsse, das friedliche Stilleben unserer weiten Marschen und Grasebenen mit ihrem unbegrenzten freien Horizonte haben ihre eigentümliche Anziehungskraft und bieten Stoff genug zu mannigfaltigen Gedanken und Betrachtungen.

Der Charakter der Landschaft in unserer Gegend wird, wie gesagt, vorzugsweise vom Wasser und von der Vegetation bestimmt, beide sind aber in ihrer Verteilung vom Boden abhängig. Die Geest, das hohe, weit über alle Fluten erhabene Land, hat nur kleine, in Wiesen und Gebüsch versteckte Bäche und Auen, hin und wieder auch Seen aufzuweisen. Die Niederungen besitzen dagegen ausser ihren kleinen Flüssen zahlreiche „Laken“, „Kolke“, „Blänken“ „Pohle“, „Kuhlen“ und „Braken“, teichartige Gewässer, welche zuweilen einen solchen Umfang und solche Tiefe erreichen, dass der bescheidene Einheimische ihnen den Namen „Seen“ erteilt. Oft gelingt es den geschäftigen Sumpfpflanzen im Laufe der Zeit nicht nur kleinere, sondern selbst die ansehnlicheren unter diesen Wassertümpeln für sich zu erobern; dann werden „Dobben“ und „Dümmer“ daraus, beides eigentümliche Formen von Mittelzuständen zwischen Land und Wasser. Bäche hat die Marsch freilich nicht, dafür aber um so viel mehr „Gräben“, „Graften“, „Wasserlösen“, „Schlote“, „Piepen“, „Wettern“, „Flete“ und „Streeke“, an der Küste auch „Leiden“, „Tja's“ und für ziemlich ansehnliche Schiffe fahrbare

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

„Tiefe“. Aber die Bedeutung aller dieser kleinen Wasserläufe schwindet dahin gegen die des Hauptstroms, welcher aus dem Wunderlande der „wirklichen Berge“ kommt, aus jenen für unsere in der Ebene geborenen Landsleute fast sagenhaften Gegenden, wo der ganze Boden aus Stein besteht, wo es kaum ein völlig flaches Feld gibt, wo jedes Bächlein murmelt und rauscht, wo alles Wasser hastig talwärts eilt und manchmal schon mit Macht aus dem Boden hervorspringt.

Aus diesem fremdartigen Oberlande stammt unsere Weser, die wichtige Lebensader, welche uns einerseits mit ihrem Quellgebiete und dem ganzen Binnenlande, andererseits mit dem Ozean und der grossen, weiten Welt verbindet. Man sieht es dem Strome doch gleich auf den ersten Blick an, dass er seinen Ursprung nicht von „Hüsterloh und Krekelborn“ genommen hat. Die heimischen kleinen muntern Wald- und Haidebäche haben, bevor sie zu Flüssen heranwachsen, alle eine trübe Lehrlingszeit durchzumachen; sie müssen nämlich ein oder einige Moore durchkriechen, aus denen sie nicht eher wieder entlassen werden, bis sie ganz schwarz oder wenigstens kaffeebraun geworden, also selbst in eine Art von Mohren verwandelt sind. Nach glücklich überstandener Prozedur pflegen dann diese armen Neger unter den Flüssen trotz der wieder erlangten Freiheit eine sehr phlegmatische Natur anzunehmen; in vielen Windungen schleichen sie, oft ziemlich breit und tief, vorsichtig und bedächtig dem Hauptflusse zu. Wie anders die Weser mit ihrem gleichmässigen, kräftigen Strom, ihrem sichern, selbstbewussten Lauf und namentlich ihrer hellen, blonden Farbe! Daher hat sie auch von unsern Vorfahren ihren Namen „wisar aha“, weisses Wasser, erhalten. Unter den grossen Strömen Europas, oder gar der Erde, nimmt sie freilich nur einen bescheidenen Rang ein; auch kann man sich, ohne das übliche Mass poetischer Freiheit gröblich zu überschreiten, nicht füglich einbilden, dass sie sich im Hochsommer, wenn der Pegel 18 Zoll unter Null weist, besonders majestätisch ausnehme. Aber nichtsdestoweniger verdankt ihr nicht allein unsere gute Stadt Bremen ihre Bedeutung und ihre Blüte, sondern es führen auch alle die weiten Niederungen an ihren beiden Ufern Dasein und Fruchtbarkeit auf sie zurück. Die Weser bringt von den zertrümmerten und zerriebenen Gesteinen des Oberlandes sowohl die gröberen Körner, den Kies und Sand, als auch namentlich den aus der Zermalmung der Felsen hervorgegangenen feinsten Tonstaub mit sich herab. Seit Jahrtausenden lagerte sie diese kleinen Teilchen, so oft sie, vom schmelzenden Schnee geschwollen, das Flachland weit überflutete, in unsern Marschen ab, ein Vorgang, den wir noch alljährlich im Aussendeichslande beobachten können.

Trotz aller Eindeichungen sind es noch immer ganz ansehnliche Ländereien, über welche unsere Weser, wenn sie anschwillt, eine unbestrittene Herrschaft ausübt. Im Sommer ist sie jedoch ein sehr zahmer Fluss; sie bleibt für gewöhnlich ganz gelassen in ihrer tief eingeschnittenen Stromrinne und lässt oben auf dem höheren Lande Pflanzen, Vieh und Menschen treiben, was sie Lust haben. Nur

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

selten und ausnahmsweise wandelt sie die Laune an, ihr Gebiet auch einmal um diese Jahreszeit zu besuchen und ihre Oberherrlichkeit über dasselbe geltend zu machen. Indess pflegt sie selbst dann grossmütig genug zu sein, einen winzigen Sommerdeich von ein paar Fuss Höhe gutherzig zu respektieren und sich nach kurzer Umschau ohne allen Groll in ihr gewöhnliches Bett zurückzuziehen.

Wenn aber im Februar oder März der Schnee des mitteldeutschen Hügellandes schmilzt, dann wächst die Weser zu einem mächtigen Strome heran. War sie gefroren, so sprengt sie zuerst ihren Eispanzer und schiebt die Schollen oft mit unglaublicher Gewalt an den Deichen hinauf. Anschwellend überflutet dann der Fluss allmählich das Aussendeichsland, von welchem anfangs noch viele grosse Inseln hervorragen, die immer kleiner werdend, endlich alle in den Gewässern verschwinden. Immer höher steigen dann die Fluten an den Deichen empor, und endlich klopfen die Wellen ungestüm gegen die Kappe derselben an, den feinen Schaum in das belagerte Binnenland spritzend. Der Anblick dieser aufgeregten, schnellströmenden, graugelben Wassermasse ist dann ein grossartiges Schauspiel. In der Stadt Bremen bleibt der Fluss freilich auf sein enges Bett zusammengedrängt, ausserhalb ihrer Mauern erlangt er jedoch zu solchen Zeiten die durchschnittliche Breite von einer Viertelmeile. Wird die Höhe von 17 Fuss über Null des Bremer Brückenpegels überschritten, so tritt ernstliche Gefahr für die Deiche ein. Gewöhnlich kommt es nicht so weit; der Wasserstand bleibt einige Tage auf seinem Höhepunkte, dann zieht sich das nasse Element langsam zurück. Man kommen hie und da strichweise die kahlen Zweige von Weidengebüschen zum Vorschein, endlich taucht eine graue, schlickige Insel auf, die allmählich grösser wird und schon nach wenigen Tagen in saftig grünem Gewande prangt. Bald ist das ganze Aussendeichsland wieder erschienen, anfangs noch von einzelnen Flussarmen durchschnitten, bis auch diese versiegen und der Strom schliesslich in seine engeren Ufer zurückgetreten ist, umrahmt von Weidengebüschen, welche ihre gelben Blütenkätzchen und ihre ersten grünen Blätterspitzen entwickeln. Die angrenzenden Wiesen sind ganz mit einer dünnen Lehmschicht überzogen, durch welche sich jedoch bald das aus dem befruchteten Boden emporspriessende junge Grün Bahn bricht. Zahllose „Marienblümchen“ (Masliebchen) schmücken schon wenige Tage nach Abfluss der Gewässer den frischen Rasen; bald nachher folgen die Millionen von gelben Sternen der „Spiegelblumen“ (Ranunculus Ficaria) und „Butterblumen“ (Taraxacum officinale). Im Mai pflegen die Aussendeichswiesen schon reichliches Futter zu liefern, gegen Ende des Monats belauben sich auch die Weidengebüsche, so dass dann die Weserufer ihr sommerliches Gewand bekommen. Der Spiegel des Flusses sinkt inzwischen immer mehr; im Juli erreicht er gewöhnlich den Nullpunkt des Brückenpegels und fällt nun unter denselben. Dann reichen die letzten, freilich schwachen Wirkungen der Ebbe- und Flutbewegung noch über Bremen hinaus, am unteren Ende der Stadt und weiter stromabwärts erlangt diese

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Erscheinung für den Fluss und seine nächsten Ufer nun eine hohe Bedeutung. Zur Ebbezeit liegen dann am Gestade und zwischen den Schlengen oft nicht unbeträchtliche Sandbänke frei; an anderen, dem eigentlichen Strome ferneren Stellen kommt Schlick zum Vorschein. Wo sich einigermassen geschützte Plätze finden, da spriessen bald junge Keime aus dem frischentstandenen Boden empor zum Zeichen, dass die Pflanzenwelt ihn für sich in Besitz nimmt. Die Flut überspült wieder einen grossen Teil dieser Sande und bewässert die auf denselben keimenden jungen Kräuter. In den ruhigen Buchten zwischen den Schlengen lagern sich im Sommer über dem Sande häufig Tonniederschläge ab, die nach weiterem Fallen des Wassers an der Sonne austrocknen und in eine Menge kleiner, harter, eckiger Bruchstücke zerspringen. Staut dann ein Sturm den Flutstrom auf, oder schwillt der Fluss durch Regengüsse an, so werden diese Tonbrocken überschwemmt, erweicht und von den Wellen auf dem glatt ansteigenden Strande hin- und hergerollt, wodurch sie eine kuglige oder ovale Form annehmen. Nach dem Fallen des Wassers bleiben sie dann als rundliche Ballen und Klümpchen in der Gegend der ursprünglichen Ablagerungsstelle liegen. Eigentliche Schlicklager können sich zwischen den Schlengen nicht bilden, weil bei jedem Hochwasser ein starker Strom sich über diese Stellen ergiesst, wodurch der Grund stets von neuem aufgewühlt wird. Dagegen bilden sich Tonschichten in den abgedämmten Seitenbetten, so wie in grösserem Massstabe im Unterlaufe des Flusses überall dort, wo er sich in viele, bei steigender Flut zusammenhängende Nebenarme spaltet, in denen nur durch die Gezeiten Strömungen hervorgerufen werden. Weiter oberhalb bilden Sand- und Kiesbänke stets die nächsten Ufer des Flusses bei niedrigem Wasserstande.

In unserm Aussendeichslande an der Weser sind Laubwald und Graswiese die herrschenden Pflanzengesellschaften, denen sich im Unterlaufe des Stromes auch das Röhricht zugesellt. Das Laubholz erscheint jetzt nur noch als Gebüsch oder Niederwald und wird aus einer Anzahl von Weidenarten gebildet, während die übrigen Kätzchenbäume, welche unsere anderen Wälder zusammensetzen, darin so gut wie gänzlich fehlen. Von sonstigen Holzgewächsen kommt nur die Esche eingesprengt vor, und ausserdem finden sich an den höheren Stellen mitunter einige Buschpflanzen, namentlich rosenartige Gewächse. Keine Lokalität im Binnendeichslande oder auf der Geest hat einen nur entfernt ähnlich zusammengesetzten Wald aufzuweisen. Die Wiese des Aussendeichs zeichnet sich durch das völlige Fehlen aller Riedgräser und Binsen aus, von denen nur einige Arten an den Saum des Grasteppichs gedrängt sind, nämlich an solche Stellen, wo kein geschlossener Rasen mehr gedeihen kann. Am wenigsten eigentümlich zeigt sich das Röhricht entwickelt, in den Hauptzügen gleicht es dem der Binnendeichssümpfe.

Nach Ausrodung grosser Strecken Weidengebüsches bedeckt die Wiesenformation bei weitem den grössten Flächenraum im Aussendeiche. Das Grasland verwandelt sich, nachdem es grau und schlammig aus den Fluten emporgetaucht ist, bald in einen reich

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

mit Blumen durchwirkten Rasenteppich. Einige Wochen später wird es grösstenteils mit Vieh betrieben. Herden von stattlichen bunten Rindern, einzelne Stuten mit ihren Füllen, an der Niederweser auch wohl grosse Scharen von Gänsen, beleben dann die weiten Flächen. Nicht nur der Haushalt des Menschen zieht Nutzen von diesen Tieren, sondern sie bilden auch ein wertvolles Element in der einfachen Uferlandschaft. Der Naturfreund indessen, welcher es liebt, dem urwüchsigen Leben und Schaffen der Pflanzenwelt nachzuspüren, wird rasch durch die prächtigen Herden hindurcheilen und sich lieber die Wiese zum Ruhepunkt wählen, wo den Gräsern und Kräutern wenigstens so lange eine ungestörte Entwicklung vergönnt ist, bis die eiserne Sense unbarmherzig in ihr friedliches Stilleben hineinfährt. Den herrlichsten Graswuchs liefern die feuchteren dieser Wiesen, aber sie sind arm an Blumen und noch ärmer an Farben, von denen man nur vereinzelt Gelb und Weiss zwischen den hohen grünen Halmen erblickt. Da wissen sich die nassen Wiesen des Binnendeichslandes anders zu schmücken.

Man muss am Weserufer ein wenig höher hinaufsteigen, bis das Gras kürzer und dünner wird, wenn man einen bunteren Blumenflor finden will. Im Juni grünt und blüht es dort so freudig und farbenreich, wie nur irgendwo in der Welt, und viele tausende von Insekten aller Art springen, hüpfen, fliegen, summen und zirpen dort zwischen den Kräutern umher, teils in emsiger Geschäftigkeit, teils in harmloser Lebenslust. Die ganze Wiese ist dann ein grosser Blumenstrauss, in welchem Klee und andere Honigkräuter reichlich vertreten sind. Besondere Seltenheiten wird der Pflanzenfreund darunter freilich nicht finden, und erst an der Grenze des Ueberschwemmungsgebietes mischen sich einige Pflanzen in die Wiese hinein, welche seine Beachtung in höherem Grade verdienen. Dort wiegen sich die rosenroten Köpfchen der Grasnelke gar zierlich auf den schlanken Schaften, und der Gartenlauch, das einzige echte Zwiebelgewächs des Aussendeichs, treibt seine Brutknospen tragenden Stengel zwischen den Halmen empor. Noch ein paar Fuss höher sehen wir den ganzen Charakter der Vegetation völlig umgewandelt; harte, graugrüne Gräser und fahle Moose verleihen der Hügelflora ein trauriges, dürres Ansehen, welches grell gegen das blumendurchwirkte Grün der Marschwiese absticht. Aber schöne und seltene Kräuter wachsen im Dünensande, diesen Vorzug muss man ihm lassen.

Nach dem Mähen, welches meistens in der ersten Hälfte des Juli geschieht, bleiben die Wiesen des Weserufers übrigens nicht lange kahl. Der August sieht sie schon wieder in festlichem Gewande, welches freilich weit einfacher ist, als das des Juni, denn der Lenz kehrt allerdings nicht wieder. Ueppiger Löwenzahn färbt mit seinen unzähligen Blüten die niedrigen Striche oft ganz branngelb, während auf fruchtbaren trocknen Plätzen die helleren Dolden der süssen Pastinak manchmal eine ähnliche Alleinherrschaft ausüben. Bunter gestalten sich andere Abstufungen der Aussendeichswiese, doch überall haben die herbstlichen Korbblütler und Schirmpflanzen die Oberhand. Der September führt dann wieder die Sense

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

herbei, um auch diesem Spätsommer ein jähes Ende zu bereiten. Allein der fruchtbare Marschboden mag auch dann noch nicht ruhen; grün wird er gar bald wieder, wenn auch die herbstliche Sonne keine Blüten mehr hervorzulocken vermag. Und doch wagen sich noch einzelne heraus; vor allen Dingen schöpft das anspruchslose Marienblümchen in dem kurzen Rasen wieder Luft, namentlich auf den Triften. Niedrig und demütig, wie es ist, merkt es nicht viel von Sturm und Unwetter, selbst den Winter lässt es sich wenig anfechten. Unter Schnee und Eis oder von reissenden Gewässern überflutet, muss es sich freilich stille verhalten; es sieht auch, wenn es dann wieder an die Luft kommt, während der nächsten Tage recht zerzaust aus. Aber nach dem ersten Kuss der Sonne blickt es wieder eben so unschuldig, frisch und fröhlich in die Welt hinein, wie vorher. Man achtet nicht viel auf das unbedeutende Pflänzchen; es ist aber doch im Winter ein rührend bescheidenes und liebliches Wesen, das kleine Marienblümchen.

Wenn wir uns jetzt dem eigentlichen Flussufer nähern, so treffen wir manchmal nur auf einen mit Weidengebüsch besetzten Abhang, der so ziemlich bis zum sommerlichen Wasserspiegel der Weser hinabreicht. Häufig ist aber dies Zwischengebiet weit reicher gegliedert, namentlich auf ehemaligen Inseln zwischen abgedämmten Stromarmen. Braune Laichkrautarten und andere untergetauchte Wasserpflanzen erfüllen die zurückgebliebenen Teiche, deren Ufer von schilfartigen Igelkolben, grossblättrigem Wasserampfer, den reichen, pfirsichblütfarbenen Dolden der Blumenbinse und anderen Sumpfgewächsen umkränzt werden. Wo aber die zurücktretenden Gewässer ein Stück schlammigen Tons hinterlassen, da entsteht auf demselben eine ganz eigentümliche Vegetation, gebildet durch eine zierliche, zollhohe Zwergbinse und die kleine blattreiche Limosella, welche kaum die gleiche Höhe erreicht. Beide Pflanzen begrünen im Herbste oft ganze Strecken allein; sie lieben es übrigens, von Zeit zu Zeit einmal überspült zu werden. Zwischen ihnen und dem Rasen schiebt sich eine Anzahl anderer feuchtigkeitsliebenden Gewächse ein, namentlich gelbe Wasserkresse und das blaue Vergissmeinnicht; im Ebbe- und Flutgebiete auch die violette Poleiminze.

Etwas anders gestaltet sich die Sache am eigentlichen Stromufer. Es zeigt sich auch dort eine scharfe Grenzlinie, welche die ausdauernden Gräser, Binsen, Ampferarten und Weiden innehalten. Fällt das Wasser im Anfange des Sommers unter diese Linie, so kommt nackter Sand zum Vorschein. Dieser bleibt nun in der Regel mehrere Monate wasserfrei oder wird nur vorübergehend überschwemmt; die Zeit ist aber doch zu kurz, als dass ausdauernde Gewächse darauf existieren könnten. Diese Sande sind nach ihrem Emportauchen für die Pflanzenwelt ein völlig herrenloses Gebiet, und es siedeln sich daher auf denselben alsbald eine Anzahl bunt zusammengetriebener Abenteurer ein. Es gibt nämlich auch unter den Pflanzen eine Klasse von Freibeutern, welche überall dort ihren Wohnsitz aufschlagen, wo entweder die ursprüngliche Vege-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

tation vernichtet ist, oder wo kein anderes Gewächs gedeihen will. Der Seestrand, die Wege, das Kulturland und die Schuttplätze sind z. B. solche Orte, wo entweder der Mensch oder die scharfe Beschaffenheit des Wassers keine geschlossene Pflanzendecke aufkommen lassen. In das für die Nutzpflanzen vorbereitete Ackerland drängen sich stets einige dieser unverschämten Plänkler und Pioniere der wilden Pflanzenwelt hinein, welche man im gewöhnlichen Sprachgebrauche „Unkraut“ nennt. Viele dieser Gewächse lieben oder ertragen wenigstens einen gewissen Salzgehalt des Bodens, wie er den Aeckern durch Düngung mitgeteilt wird. Aehnlich wirkt am Weserufer das Flusswasser. Man wird sich daher nicht allzu sehr wundern, wenn man auf den anfangs nackten Sanden des Weserufers nach einigen Wochen Wegetritt und Knöterich, Gänsefuss und Melde, Ackersenf uud Hederich, Kreuzkraut und Nachtschatten antrifft, lauter gute Bekannte von den Wegen, Bauerhöfen und Feldern des Binnendeichslandes. Nur wenige andere Pflanzen haben sich neben ihnen noch um das offene Gebiet beworben, die „Unkräuter“ spielen entschieden die Hauptrolle auf demselben. Namentlich ist hier die Sippe der Meldepflanzen oder Chenopodiaceen vertreten. Es sind dies eben keine anziehenden, schönen Gewächse, aber es sind originelle Charaktere. In den bewohnten Ortschaften spielen sie gleichsam die Rolle der Chiffoniers und wagen sich an jede Pfütze, wo es kein anderes Gewächs aushält; am Meeresstrande besetzen sie die äussersten Vorposten und helfen den Boden für die andere Vegetation vorbereiten; in den Salzsümpfen bilden sie oft auf grossen Strecken das einzige Grün. Wo ihnen jedoch irgend welche andere Pflanzen das Terrain streitig machen, da halten sie nirgends Stand. Die verwandten Polygoneen verhalten sich zum Teil nicht unähnlich, doch pflegen sie den Seestrand und andere allzu exponierte Stellen ihren weniger wählerischen Genossen zu überlassen. Das Weserufer ist ihnen jedoch völlig gut genug, in den Besitz desselben teilen sie sich so, dass die Knötericharten gleich den Chenopodiaceen das äusserste herrenlose Gebiet besiedeln, während die verschiedenen Ampfergewächse sich an das Röhricht, das Wied und die Wiese anschmiegen oder sich in diese Formationen einfügen. Die Aehnlichkeiten zwischen den Floren des Flussufers, des Seestrandes und des Kulturlandes lassen sich im einzelnen noch viel weiter verfolgen.

Ein Beispiel liefert gleich einer der äussersten Vorposten der Rohrformation, die schlanke, grasartige Meerbinse. Am Weserufer wie am Seestrande gedeiht sie vortrefflich, dagegen trifft man sie, wenigstens bei uns, nirgends binnendeichs an, wenn nicht etwa mit eingeleitetem Weserwasser. Nur an einer einzigen Stelle bei Oberneuland erscheint sie plötzlich wieder, aber in Gesellschaft mehrerer echter Seegewächse. Boden und Wasser erweisen sich nämlich an dieser Stelle als salzhaltig. Die hervorragendsten Glieder der eigentlichen Rohrformation sind indes am Weserufer nicht von denen des Binnendeichslandes verschieden, sie gedeihen am Flusse so gut wie in den Sümpfen. Die grosse Teichbinse und die stattlichen Rohrkolbenarten siedeln sich in geschützten Buchten des

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Flusses gesellig an, während die Stammpflanze des Röhrichts, das eigentliche Schilfrohr, bei uns „Reith“ genannt, in dichten geschlossenen Rohrwäldern auftritt. Es bildet eine Wiese im Grossen, in welcher der einzelne Mensch ungefähr dieselbe Rolle spielt, wie ein kleiner Laufkäfer in der gewöhnlichen Graswiese. Zwölf Fuss hoch umstarren den Eindringling die schlanken Halme, die so dicht nebeneinander stehen, dass man zwischen ihnen hindurch nicht weiter sehen als mit der Hand reichen kann. Höchst bezeichnend ist das eigentümliche Flüstern dieser hohen Rohrhalme, die, von jedem Luftzuge bewegt, ihre braunen Köpfe zusammenstecken. Nur an der Niederweser und in den Binnendeichssümpfen erscheint dies Röhricht in grösserem Massstabe, oben am Flusse verschwindet es.

Wir kommen nun zu der letzten Pflanzenformation des Weserufers, zum Wied. Den ursprünglichen Hochwald des Flussufers hat die Kultur vernichtet; kaum erblickt man noch hie und da aussendeichs ein paar niedrige Bäume. Eine wohlgepflegte Anlage von Eichen, Silberweiden oder Eschen, die sich an den Deich anlehnt, ist natürlich nichts Urwüchsiges. Indes wollen wir die Vernichtung des hochstämmigen Weidenwaldes nicht allzu sehr beklagen. Man sah früher noch ein Stück davon im Waller Wied. Von Aussen eine graue, einförmige Blättermasse bildend, war das Innere dieses Weidenhaines feucht und dumpf, mit bleichen Grashalmen bedeckt, ohne Anmut in Formen und Farben. Da ist der jetzige Niederwald, das buschige Wied, doch unvergleichlich viel schöner. Freilich muss es Raum haben zu seiner Entwickelung, als schmaler Streifen am Rande des Flusses sieht es höchst einförmig aus, und eben so wenig bekommt man einen Begriff von seinen Schönheiten, wenn man einen regelrechten Weg, z. B. den Leinpfad, verfolgt, welcher an beiden Seiten von Reihen buschiger Weiden eingefasst wird. Die rutenförmigen Zweige und die einfachen Blattformen der Weiden nehmen sich nur in voller Freiheit gut aus, sie vertragen sich nicht mit künstlichen, geraden Linien. Sind auch die Weiden nicht durch Blütenschmuck ausgezeichnet, so werden doch die grauen Knospen derselben, wenn sie, von den Strahlen der Märzsonne durchwärmt, lebensmutig anschwellen, als Frühlingsboten und Verkünder einer bessern Zeit hoch in Ehren gehalten. Heisst es doch im bekannten Verse, dass im Gebirge Stechpalmen und weiter hinauf im armen Norden Weidenzweige an die Stelle der echten Palmen des Vatikans treten. Bei uns nun würde man die Stechpalmen, wenigstens auf der Geest, weit reichlicher und schöner haben können als irgendwo in den Alpen, allein man zieht doch die unscheinbaren Weiden vor; sie werden am Palmsonntage als Palmen gefeiert. Und sicherlich tut man recht daran, gerade sie zu wählen. Im schneeigen Winter, wenn alles Leben erstorben zu sein scheint, kann man kein herrlicheres Zeichen der Unvergänglichkeit finden, als die prächtig grüne Stechpalme mit ihren roten Beeren; in England schmückt sie um diese Zeit jedes Kamingesimse. Aber um Ostern, wenn die Rückkehr des Frühlings freudig begrüsst wird, wenn der Kampf und Sieg des Herrn des Lebens und der Wahrheit über die Mächte des Todes

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

und der Finsternis gefeiert wird, dann eignet sich die sehnsüchtig schwellende Knospe der armen, grauen Weide ungleich besser zum sinnbildlichen Ausdruck der die Menschenbrust bewegenden Empfindungen, als das starre, glänzende Immergrün der prächtigen Stechpalme.

Und welche Lebenskraft steckt in der Weide! Die im März als „Palmen" gepriesenen grauen Knospen bieten im April den Bienen den ersten Honig dar; um Mitte des Sommers überziehen sie die Gebüsche mit schneeweissen Wollflocken, an denen die staubartigen Samen hängen. Und im Herbste, wenn das gelbe Laub von den Zweigen fällt, ist aus jenen winzigen Samenkörnlein schon eine stattliche, fusshohe Nachkommenschaft emporgeschossen. Das tut der Weide so leicht keine andere Pflanze nach.

Das Wied des Weserufers wird hauptsächlich aus fünf Weidenarten und sechs verschiedenen Mischlingen derselben zusammengesetzt. Zwei jener Arten, die Mandelweide und Korbweide, sind die verbreitetsten, sie finden sich an den höchsten wie an den niedrigsten Stellen. Die drei andern, die Purpurweide, Silberweide und Brechweide, suchen die feuchtesten Plätze zu vermeiden. Die beiden letztgenannten Arten würden zu Bäumen heranwachsen, wenn Eisschollen und namentlich das Eingreifen der Menschen sie nicht allzu oft kappten. Ein auswärtiger Verwandter der Weidensippe, die kanadische Pappel, hat sich in neuerer Zeit nicht selten am Weserufer angesiedelt; ausserdem findet sich, wie schon erwähnt, die Esche im Wied. Beide Bäume teilen indes das Schicksal der Weiden und bleiben niedrig und buschig. Die stolze, schlanke Esche kennt man in diesem Zustande kaum wieder. Abgesehen von ein paar zarten Schlingsträuchern, der bereiften Brombeere und dem bittersüssen Nachtschatten haben wir damit die sämtlichen Holzpflanzen des Wieds aufgezählt. Nur auf den höchsten Punkten finden sich noch wohl einmal einige Gebüscharten, welche keine längerdauernde Ueberschwemmungen ertragen können.

So gleichförmig der Weidentypus auch bleiben mag, so mannigfaltig ist er in seinen Verbindungen mit andern Pflanzenformen. An den feuchten Stellen mischen sich die Weiden mit dem Rohr, dessen schlanke Halme eine lockere obere Schicht über dem Gebüsche bilden. Weiter aufwärts schmiegen sich verschiedene prächtige Sumpfkräuter an das Wied, während sein undurchdringliches Innere mit Nesseln erfüllt ist. Oben, auf den höchsten Strichen, sieht es am buntesten aus. Graziöse Hopfenranken und grossblumige weisse Winden durchschlingen neben den Wicken und der blattlosen Seide das Gewirr von Weiden, Brombeeren, Nesseln und dem kletternden, blaublütigen Bittersüss. An diese Urwildnis schmiegen sich nun Stauden und Kräuter in einer Mannigfaltigkeit von Arten, wie wir sie in unsern Gegenden nicht leicht bei einander treffen. Kerbelrübe und Pastinak nebst all' den zahlreichen Wiesenpflanzen flüchten sich in den Schutz des Wieds vor der verhängnisvollen Sense; Steinklee, Wermut und Rainfarrn einerseits, Kohl- und Senfarten andrerseits repräsentieren sonst unvereinbare Floren, auch der Spargel

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

kommt hier hin und wieder wild vor. Die kleinblütige Aster, gleich der kanadischen Pappel, eine eingewanderte Amerikanerin, das fleischrote Seifenkraut, die langblättrige Veronika mit den blauen Blütenähren gehören zu den Zierpflanzen des Wieds, die wir häufig in unsern Gärten finden. Prachtvoll nimmt sich in den Lichtungen des Gebüsches die grosse Klette aus, in der man das Aschenbrödel der Bauerhöfe nicht wiedererkennt. Indes genug der Namen, denn der Hauptreiz des Wieds besteht nicht in seinen Blumen, so bunt sie auch sind, sondern in der Gruppierung seines Buschwerks, in der Mannigfaltigkeit seiner Szenerie. Mit wenigen Schritten durchmisst man Dickicht und Lichtung, bald befindet man sich auf einem grünen Rasenteppich, bald unmittelbar am Wasserspiegel des Flusses, bald am Wiesenrande in blumigem Gebüsch, bald im Röhricht mit seinen lispelnden Halmen. Allerliebst sind die mit Weiden umkränzten Wiesenplätze, deren es von allen Grössen und Gestalten gibt. Dringt man auf natürlichen Pfaden, wie sie sich im Winter das Wasser bahnt, in das Weidendickicht ein, so findet man auch hier kleine lichte Ruheplätze von allen Grössen, bald ganz heimlich und abgeschlossen, bald mit verstohlenen Durchblicken auf die Wasserfläche des Flusses, auf welcher man ein Schiff nach dem andern vorübergleiten sieht.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen

Jahr/Year: 1907-1908

Band/Volume: 19

Autor(en)/Author(s): Focke Wilhelm Olbers

Artikel/Article: An der Weser. 182-190